

Interview mit Rosmarie Welter-Enderlin, Zürich, zum Thema „Beratung im Kontext“

1. Wenn Sie auf Ihre 30jährige Berufspraxis als Beraterin und Therapeutin zurückblicken, was hat Ihnen in Ihrem beruflichen Alltag am meisten geholfen?

Wenn ich an die ersten beiden Familien denke, die ich kurz nach meinem Universitätsabschluß, 1969, im „Family & School Consultation Project“ in Michigan sah, steigt mir die Schamröte ins Gesicht. Beide Familien sagten weitere Gespräche ab. Zwei interessante Fälle waren für das Projekt verloren. Ein Professor für kognitive Verhaltenstherapie leitete das universitäre Forschungsprojekt, und der damals noch kaum bekannte Pionier der Familientherapie, Jay Haley, war unser Berater. Es gab da diese wunderbare Fülle technischer Handlungsregeln im Rahmen eines am Wandel orientierten Menschenbildes. Beflügelt von der Überzeugung, daß wir mit unseren Erfolgen den Psychoanalytikern und Psychiatern der Region beweisen würden, daß Drogensucht und Kleinkriminalität bei Jugendlichen heilbar seien, wenn man sie ihm Rahmen von Familie, Schule und Gemeinde berate, legten wir uns ins Zeug. Der Begriff Konsultation anstelle von Therapie war nicht zufällig gewählt. Wir hatten das Ziel, in 3–6 Wochen in Konferenzen mit Schülern, Lehrern und Familien (oft alleinerziehenden schwarzen Müttern), den Jugendlichen Alternativen zu einer

„Karriere“ mit Drogen und Kriminalität schmackhaft zu machen. Unsere Erfolge sollten den Unterschied von Konsultation gegenüber teuren Therapien deutlich machen.

Warum mir die beiden Familien davonliefen? Die Videoaufnahmen zeigten es. Ich hatte den Familienmitgliedern kaum guten Tag gesagt, sondern sofort nach ihrem „Auftrag“ gefragt und dann mein ganzes Repertoire an Techniken und Lösungsmöglichkeiten „amortisiert“....

Seither habe ich gelernt, Menschen erstmal freundlich ins Gesicht zu schauen, mich ihnen aufmerksam zu nähern, sie nach ihren Anliegen zu fragen, ihren „Tanz“ zu beobachten und schon in der ersten Stunde auf „Melodien“ zu hören, nach denen sie tanzen. Mit Melodien meine ich die Lebensthemen, welche aus ihrer Biographie aufscheinen: die Tochter einer Flüchtlingsfamilie zum Beispiel, die vor lauter Anstrengung, nicht aufzufallen, bloß flüstert. Oder der joviale, beruflich erfolgreiche Mann, der nicht verstehen kann, warum seine Frau sich von seiner Tüchtigkeit plattgewalzt fühlt.... Mit ein paar Fragen und ein paar Anekdoten bekomme ich ein Bild des Grundes, auf dem die Figuren sich abzeichnen, sowie eine Ahnung davon, für welche anstehenden Veränderungen die präsentierten Symptome Vorboten sein könnten.

Am meisten geholfen hat mir in den 30 Jahren berufliche Entwicklung die Fülle von Erfahrungen mit Menschen aus vielfältigen Milieus sowie meine immer wieder neue Lust, mit der Nase

am Boden und zuverlässigen theoretischen Landkarten im Rucksack in ein fremdes Territorium einzutreten, um die Einmaligkeit meiner Klienten wahrzunehmen. Die Energie, mit ihnen zu entdecken, was für Handlungsfreiräume ihnen in ihrem Kontext offenstehen, beflügelt mich. Am allermeisten habe ich gelernt, daß der achtsame Umgang mit meinen eigenen (im Körper verankerten) Emotionen ein wichtiges Instrument des Verstehens ist. Wenn ich mich leicht fühle, war die Stunde gut, wenn ich griesgrämig bin, oft so verwirrend, daß ich nochmals die kritischen Stellen auf dem Videoband anschauen will. Und – last but not least – erlebe ich tägliche wohlthuende berufliche Amnesie mit Familie, Freunden, Haus und Garten und besonders beim Lesen amerikanischer Novellen.

2. Was sollten Beraterinnen und Berater in ihrer Ausbildung idealiter erfahren und gelernt haben?

Dazu habe ich eine ziemlich dezidierte Haltung. Ich halte viel von Ausbildungen, bei denen das Lehrteam über längere Zeit ein gemeinsames theoretisches und philosophisches Dach entwickelt, unter welchen die Eigenschaften und theoretischen Vorlieben jeder Dozentin und jedes Dozenten Raum haben. Aber ich halte wenig von den sogenannten „Baustein“-Modellen, die zu Einzelkämpfertum bei den Dozierenden einladen. Die Studierenden erleben sich selber dabei oft als Zielscheiben der „Bausteine“, vor allem, wenn die Person von Dozent und Supervisor nicht identisch ist – was in gewissen Curricula nach wie vor sogar vorgeschrieben wird. Wenn später in der Postgraduierten-Fortbildung über den Zaun geguckt wird und Ideen unverbunden nebeneinander schweben, kann das ein Vorteil sein, solange ein verbindliches Modell des Denkens und Handelns im Hintergrund steht.

3. Ratsuchende kommen in zugespitzten persönlichen, partnerschaftlichen und familialen Krisensituationen zu uns. Könnte es sein, daß in diesen scheinbar „privaten“ Krisensituationen immer auch ein Stück heutiger Gesellschaft steckt?

Aber natürlich! Ohne Verständnis für politische, gesellschaftliche und wirt-

R. Welter-Enderlin, MSW, Ausbildungsinstitut für systemische Therapie und Beratung, Dorfstraße 94, CH-8706 Meilen

schaftliche und natürlich geschlechtsabhängige Bedingungen im Zusammenhang mit persönlichen Krisen wird mit psychologisch feinsten Nähnadeln an einem groben, weitmaschigen Teppich gestichelt – im schlimmsten Fall während Jahren. Wenn das dann Therapie oder auch Beratung genannt wird, lieber ohne mich!

4. Ein wichtiges, gerade heute wieder aktuelles Thema ist das der Unterscheidung von Beratung und Psychotherapie. Wie würden Sie Unterschiede beschreiben?

Eben habe ich in einem Newsletter des international bekannten systemischen Therapeuten Michael White (der einen Bachelor Degree in Sozialarbeit hat) gelesen, daß er genau diese Unterscheidung seit 25 Jahren zu machen sucht und noch immer keine Antwort hat. Ich meine, daß es sich hier in erster Linie um ein berufspolitisches Thema bzw. um eine Machtfrage handelt. Andererseits verstehe ich, wenn z. B. Sozialarbeitende das Thema „Beratung“ als effizienter und kostengünstiger von Therapien abgrenzen. Allzu lange haben ja gerade sie sich am angeblich höheren Status von PsychologInnen und PsychiaterInnen emporgerankt. Das mag in der Privatpraxis – aus Prestige Gründen – sinnvoll sein. Wenn es aber bedeutet, daß in jedem Fall „Therapie“ angeboten wird, kann das absurd werden. Ich erinnere mich an eine Studie zum Umgang mit chronischer Krankheit, als ein Mann uns erzählte, warum er nicht mehr zur Rheumaberatungsstelle gehe. „Da ist so ein Sozialarbeiter, wissen Sie, und wenn ich bloß einen Stock brauche, will er wissen, ob ich meine Krankheit akzeptiere und wie meine Frau damit umgeht und ob wir nicht doch einmal ein Paargespräch bei ihm möchten...“.

Im Rahmen von Qualitätskontroll- und Sparmaßnahmen muß im öffentlichen Bereich vielerorts Beratung neu definiert werden. Wenn das nicht einfach „weniger Therapie, wie schrecklich“, sondern sorgfältiger Umgang mit Ressourcen und deren Vernetzung bedeutet, wäre das ein wunderbares Profilierungsfeld für BeraterInnen. Ich kenne ein Projekt in Zürich, wo genau das im Gang ist, nachdem z. B. ermittelt wurde, daß einzelne Klientinnen

und Klienten bis 8 verschiedene Ansprechpartner gleichzeitig hatten.

5. Beratung gestaltet sich, wie alle Statistiken der einschlägigen Institutionen zeigen, in der Regel über 10–15 Stunden. Manchmal werden wir gefragt: „Was können Sie in (vergleichsweise) wenigen Gesprächen eigentlich erreichen?“

Gerade bei der Frage der Dauer nähern sich „Kurzzeittherapien“ und „Beratungen“ auffallend. Nach meiner Erfahrung sind 10–15 Stunden eigentlich eher die obere Grenze bei beiden. Warum in relativ kurzer Zeit Veränderungen erreicht werden können bei Menschen, deren Lebenspraxis als problematisch beschrieben worden ist, hat mit mehreren Faktoren zu tun: Mit den längeren Abständen zwischen den Gesprächen und mit präzisen Vereinbarungen für den Alltag zum Beispiel, also mit der Befähigung von Menschen, auch bei eingeschränktem Handlungsfreiraum kleine, aber bedeutsame Veränderungen zu probieren. Wenn diese in Anwesenheit der miteinander lebenden Frauen, Männern und Kindern vereinbart und die Erfahrungen damit in der folgenden Stunde besprochen werden, entfaltet dieses Vorgehen eine Eigendynamik, die nicht vom Berater abhängig ist. Wenn 10 oder 15 Gespräche auf ein Jahr verteilt werden und der „rote Faden“ des Fallverstehens in der Begegnung durch Berater oder Beraterin von Mal zu Mal sorgfältig aufgenommen wird, sind erstaunliche Veränderungen möglich. Menschen leben ja ein Leben auch außerhalb von Therapie und Beratung, und wenn man ihre Autonomie für den Alltag unterstützt, brauchen sie oft nur kurze Zeit, um einen Engpaß zu durchqueren und eine neue „Landschaft“ zu betreten, auch wenn sich dabei ihre alten Bewältigungsstrategien nur wenig verändern.

6. Sie sprechen in einem Beitrag für diese Zeitschrift (Heft 4/1998) von einer „Reglementierungswut“ und spielen dabei auf die Debatte um ein neues schweizerisches Psychotherapiegesetz an. Bei uns in Deutschland gibt es ein solches Gesetz seit Anfang 1999, und es bringt im Moment einige Aufregung für KollegInnen und Institutionen mit

sich. Weiterhin wurde in den letzten Jahren der Bereich „Supervision“ neu geordnet, d. h. durchnormiert, reglementiert und kontrolliert. Was könnten diese Tendenzen für künftige AusbildungsteilnehmerInnen bedeuten? Haben Sie Erfahrungen dazu aus Ihrem Meilener Institut?

Eine knifflige Frage, denn in unserer Arbeitsgemeinschaft sind wir mit dieser Normierungstendenz intensiv zugegangen. Es kommt Druck vor allem von den PsychologInnen auf uns, die unsere Ausbildung als Voraussetzung für die Zulassung zu einer Psychotherapieverordnung nutzen wollen, welche im Moment von den beiden Schweizer Berufsverbänden beeinflusst wird – Macht spielt hier eine wesentliche Rolle. Dabei ist ungewiß, welche Lobby bei den eidgenössischen Behörden mehr Einfluß haben wird. Die Panik über die neue Lage, meine ich, ist für viele KollegInnen schlimmer als die zu erwartenden Schrecknisse bzw. Richtlinien – aber warum soll das bei uns anders sein als bei Klientinnen und Klienten! Persönlich versuche ich, den Blick auf Übergangsregeln und auf Alternativen zum Therapiegeschäft – also z. B. Teamberatung, Supervision, Einzelberatung in Institutionen – offen zu halten. Aber auch bei uns gibt es unterschiedliche Copingweisen mit der Bürokratisierung unseres Fachs, und wir sind daran, unser Angebot weitgehend den Richtlinien der psychologischen und medizinischen Berufsverbände anzupassen. Unser Hauptanliegen, da sind wir uns einig, besteht darin, bei der „Scheinchenwirtschaft“ weiterhin auf die Qualität unseres Angebots und nicht auf den schönen Schein zu achten.

7. Institutionelle Beratung, z. B. als Erziehungs-, Ehe- und Lebensberatung, war bis vor wenigen Jahren ein mit einem klaren gesellschaftlichen Auftrag verbundenes Angebot. Dazu gehörte die Finanzierung aus Steuermitteln. Für Ratsuchende waren Gespräche frei und kostenlos, zudem unbürokratisch, zugänglich. Auch dazu gibt es heute kontroverse Diskussionen. Wie denken Sie über die Verpflichtung einer modernen Gesellschaft, Beratungsangebote vorzuhalten und zu finanzieren?

Ich kann nicht in das Gejammer über diese Situation einstimmen. Daß Ratsuchende im Rahmen ihrer Möglichkeiten einen Beitrag daran leisten dafür, daß ein professioneller Mensch mit ihnen berät, was sie tun können, um ihre Probleme anzupacken oder besser damit umzugehen, finde ich positiv. Zu lange, scheint mir, wurden solche Fragen von BeraterInnen in den Hintergrund geschoben, vor allem, wenn sie in den finanziell guten Zeiten auch für sich selber eine geschützte Ni-

sche beanspruchten und sich wenig kümmerten um die Wirtschaftlichkeit ihres Tuns. Das heißt aber nicht, daß das Gemeinwesen nicht seinen festen Teil beitragen muß an die Finanzierung psychosozialer Einrichtungen! Ich plädiere jedoch dafür, daß bei den neuen Ansprüchen an Wirtschaftlichkeit und Qualitätskontrolle die MitarbeiterInnen von Institutionen auf allen Hierarchiestufen aktiv in den notwendigen Veränderungsprozeß einbezogen werden, wie das z.Z. in der Stadt Zürich

geschieht. Am wichtigsten ist mir aber, wie das die Direktorin des Sozialamtes (eine ausgebildete Sozialarbeiterin) in Zürich energisch fordert, daß Unternehmungen, die mit ihren Rationalisierungstendenzen das Gemeinwesen in hohem Maß belasten, an der Lösung der neuen Probleme mit Geld und Tat partizipieren.

Herzlichen Dank für dieses Gespräch.

Die Fragen stellte Wolfgang Schrödter.